

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich . . . Ke 16.—
vierteljährlich . . . 48.—
halbjährig . . . 98.—
jährlich . . . 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montag täglich früh.

Auftakt in Genf:

Erstes Duell Curtius-Briand

Maßvolle Sprache. — Sachlich keine Einigung.

Genf, 16. Mai. Unter unermindertem starkem Andrang des Publikums wurden die Beratungen des Europa-Ausschusses heute vormittag mit der Erörterung der wirtschaftlichen Fragen fortgesetzt. Briand als Vorsitzender des Ausschusses begrüßte insbesondere die zu der heutigen Sitzung erschienenen europäischen Nichtmitglieder des Völkerbundes, nämlich die Vertreter von Sowjetrußland, der Türkei und Islands sowie die Vertreter der gestern eingeladenen Reichsstadt Danzig und sprach die Hoffnung aus, daß alle hier vertretenen Staaten aufrichtig und loyal zusammenarbeiten werden, um eine bessere Zukunft Europas zu schaffen. Briand eröffnete sodann die allgemeine Aussprache über die Wirtschaftsfragen.

Als erster Redner ergriff Reichsaussenminister Dr. Curtius das Wort. Dr. Curtius begrüßte den Beschluß des Ausschusses, zunächst eine allgemeine Aussprache über die Wirtschaftsfrage zu veranstalten. Er erklärte, es werde immer wieder notwendig sein, sich über die Hauptursachen der Krise, insbesondere in ihren europäischen Erscheinungsformen, Klar zu werden, charakterisierte sodann die Hauptursachen dieser über Europa hinaus sich fühlbar machenden Krise, insbesondere die Überproduktion an Lebensmitteln und Rohstoffen, den Rückgang der Konsumkraft, die Steigerung der Kaufkraft des Geldes, und die Zirkulation der Kapital- und Geldmärkte sowie vor allem den Zerfall Europas in eine Anzahl von kleinen Wirtschaftsgemeinschaften. Gerade aus dieser Erwägung heraus sei der Antrag der deutschen Regierung hervorgegangen, hier einmal die gegenwärtige Lage Europas, wie sie durch die bestehenden Verhältnisse und durch den Mißerfolg der bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete entstanden ist, zu prüfen. Dr. Curtius legte die unerfreulichen Zollverhältnisse in Europa an der Hand beweiskräftigen Tatsachenmaterials dar und ging sodann ausführlich auf den geringen Erfolg der bisherigen, unter den Auspizien des Völkerbundes veranstalteten Wirtschaftskonferenzen ein. Er betonte, daß gerade in der Frage des internationalen Güterausstausches und hauptsächlich bei Zollfragen die anstrengtesten Verhandlungen immer wieder gescheitert sind. Deshalb sei es notwendig, daß unter den heutigen Verhältnissen die Methode des Austausches von unten her durch regionale Verständigung, durch wechselseitige Verhandlungen, beginne.

Diese zweite Methode, die natürlich von vornherein die Tendenz zur Verallgemeinerung führen müsse, führe zweifellos zu Zollunionen. Der Gedanke regionaler Verständigung und der Plan der Zollunionen habe in den letzten Jahren wachsende Bedeutung erlangt. Dr. Curtius verwies auf die Bemühungen Estlands und Lettlands, Jugoslawiens und Rumaniens. Auch auf dem Gebiete der früheren Donanmonarchie sei immer wieder davon die Rede gewesen, und nicht die Einfuhrkosten arbeiteten seit Jahr und Tag an dem großen Plan, zwischen Deutschland und Frankreich eine Zollunion mit der Tendenz weiterer Ausdehnung zu schaffen.

Dr. Curtius erklärte sich bei dieser Gelegenheit bereit, mit jedem Lande, sei es groß oder klein, gleichfalls in einem Gedankenaustausch über die Möglichkeit der Einführung einer Zollunion einzutreten und machte dabei keinen Unterschied in der Richtung, ob Verhandlungen zu Zweien oder Verhandlungen einer regionalen Gruppe in Betracht kommen würden.

Er sprach schließlich die dringende Bitte aus, diese Aufforderung ernst zu prüfen. Er betonte außerdem, daß er bereit wäre, an allen Vorschlägen und Anregungen mitzuarbeiten, die zur Wiedergesundung Deutschlands und Europas beizutragen geeignet wären.

Genf, 16. Mai. Nach der Rede von Doktor Curtius erhob sich Briand, um, wie er sagte, in Erfüllung seiner Aufgabe als Vorsitzender des Europa-Ausschusses einige Bemerkungen zu der Rede des deutschen Außenministers zu machen. Er erklärte, er habe mit großer Aufmerksamkeit die Rede von Dr. Curtius angehört und darin viele treffende Bemerkungen gefun-

den, denen er sich vollkommen anschließe. Doktor Curtius habe eine Methode dargelegt, um aus der gegenwärtigen Notlage herauszukommen. Nach seiner, Briands, Auffassung, sei die Zollfrage nicht die Ursache, sondern vielmehr eine der Wirkungen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise. Wenn man zunächst einzelne Nationen anstrebe, die Dr. Curtius befürwortete, so könne man das nur tun, wenn man bereits die Hoffnung auf eine allgemeine Einigung aufgegeben habe. Aber, so fragte Briand, dürfen wir diese Hoffnung aufgeben, ehe wir den Versuch einer Einigung gemacht haben? Kann man denn sagen, daß dieser Versuch bereits gemacht worden ist? Vielleicht ist das bisherige Ziel zu weit und zu hoch gesteckt gewesen. Briand entwickelte hierauf den Grundgedanken, daß es nicht angehe, mit einem Plane zu kommen, der den Frieden trüben könnte und betonte, daß überhaupt kein Plan zulässig sei, der mit den von den einzelnen Staaten übernommenen Verpflichtungen der Friedensverträge nicht im Einklang stehe, da dadurch eine große Gefahr entstände. Briand wiederholte, daß sich gerade aus diesen Gründen Frankreich schon früher gegen den deutsch-österreichischen Zollplan gestellt habe und erklärte, daß er seine Haltung nicht ändern werde. Briand schloß:

In diesem Punkte kann ich zu meinem Bedauern mit Dr. Curtius nicht einverstanden sein. Ich bin bereit, alle Systeme zuzulassen, aber diejenigen, die durch die Verträge und die internationalen Abkommen nicht erlaubt sind, wird man besser nicht vorschlagen.

Dr. Curtius erwiderte sofort, daß er in seiner heutigen Rede die deutsch-österreichische Zollunion nur erwähnt habe, um zu sagen, daß er von ihr in diesem Rahmen nicht sprechen wolle. Am Montag werde im Völkerbundrat Gelegenheit sein, diese Frage zu erörtern, bei der Deutschland auf dem Standpunkt stehe, daß es sich im Rahmen der Verträge gehalten habe.

Ablehnende Einstellung Italiens.

Genf, 16. Mai. In der Nachmittags Sitzung des Studienausschusses sprach als erster der italienische Außenminister Grandi, der aus der komplizierten Wirtschaftslage auch in den heute dem Ausschusse empfohlenen vier Vorschlägen keinen Ausweg erblickt, die 1. das Projekt eines internationalen Instituts für Agrar-Kredite, 2. das Projekt über Industrie-Abkommen, 3. die sehr wichtige Frage von Präferenzzöllen und 4. den Plan von Zollunionen umfassen. Grandi brachte gegen einen derartigen Plan eine Reihe von Einwendungen vor. Nach dem österreichischen Plane fallen, wie er ausführte, insbesondere das politische Element und die juristische Erwägung ins Gewicht, da man die übernommenen Vertragsverpflichtungen berücksichtigen müsse. Auch das Moment des gegenseitigen Vertrauens und der Ruhe der Gemüter, das in dem Plane der Zollunionen enthalten ist, dürfe man nicht übersehen. Daher spricht alles gegen die Zollbündnisse. Grandi erklärte schließlich, daß nichts anderes übrig bleibe, als der Weg direkter normaler diplomatischer Wege vereinbarter freiwilliger Abkommen, die den Vertragspartnern für Verhandlungen mit Dritten nicht im Wege stehen. Diese Abkommen können sich gegenseitig ergänzen. Die italienische Regierung ist der An-

sicht, daß man zu den Grundfäden der internationalen Handelskonvention und zu den Grundfäden über den Zollfrieden zurückkehren müsse, da diese Grundfäden wertvolle positive Elemente enthalten. Wenn dies bisher nicht verwirklicht werden konnte, empfiehlt es sich, die Verwirklichung in naher Zukunft anzustreben.

Es folgte dann eine mehr als einstündige Rede des zweiten französischen Delegierten Francois Boncet, der ausführlich den französischen Gegenplan gegen den Vorschlag der Zollunion darlegte.

Francois Boncet anerkennt, ebenso wie Grandi, den Wert des Gedankens der internationalen Konvention vom März 1930. Er verteidigt sehr eingehend auf die politische Seite der Zollunionen, von denen man abstrahieren nicht behaupten kann, daß sie rein wirtschaftlich seien. Diejenigen, die das Problem studierten, fanden fast alle, daß Zollbündnisse politischer Momente nicht entbehren. Francois Boncet führt dann eine Reihe von Argumenten gegen den österreichisch-deutschen Plan, wirtschaftlicher und politischer, die Dr. Benes in seinem besonnenen Exposé ausführte.

Schobers Erwiderung.

In einer eindrucksvollen Rede präbizierte der österreichische Botskanzler Dr. Schöber, der sich der englischen Sprache bediente, für die österreichische Sache. Er konnte sich eingangs auf das schon im Jahre 1925 von zwei Völkerbundsexperten, Dr. Schöner und Professor Riff, verfaßte Gutachten über die wirtschaftliche Lage Österreichs berufen, in welchem festgelegt wurde, daß das österreichische Wirtschaftssystem eine europäische Wirtschaftsfrage ist. Österreich ist sich, führte Dr. Schöber weiter aus, darüber im Klaren, daß mit den bisher üblichen Methoden der Handelspolitik keine Erleichterung des europäischen Handelsverkehrs erreicht werden kann. Eine der neuen Methoden wären Vorzugszölle. Um wirksam zu sein, müßten Vorzugszölle großzügige generelle Herabsetzungen der Zölle mitbedingen. Die größte Schwierigkeit liege aber darin, daß die Zustimmung aller meistbegünstigten Staaten notwendig ist. Die in den letzten Monaten in Genf, Paris und Rom abgehaltenen Konferenzen scheinen jedenfalls zu beweisen, daß Vorzugszölle keinen Ausweg aus dem Gestrüpp des übertriebenen Protektionismus darstellen.

So bleibt nunmehr die Methode der Zollunion für jene Staaten, die nicht einfach zum allgemeinen Freihandel übergehen zu können glauben und doch zu einer wesentlichen Erleichterung ihres Handelsverkehrs gelangen möchten. Die Befürchtung, daß sich Europa in feindliche Blöcke spalten könne, verkenne die realen Verhältnisse; denn solche Gruppen würden die Tendenz haben, sich zu verschmelzen.

Dr. Schöber betonte am Schluß seiner Ausführungen die erste Absicht Österreichs, sich und seine regionale Aktion in den europäischen Rahmen einzufügen. Österreich sei gegenwärtig im Begriff, mit mehreren Nachbarstaaten über Verträge zu verhandeln, die durch Kredit- und Transiterleichterungen ihren gegenseitigen Verkehr fördern wollen. Österreich werde aber auch mit dem besten Willen an jedem Vorschlag einer anderen Regierung mitarbeiten. Österreich könne allerdings nicht mehr warten; es müsse auf positive Verhandlungen bestehen. Das sind wir, schloß Dr. Schöber, unserem Volke schuldig.

Der Europa-Ausschuh vertagte sich nach der Rede Dr. Schobers auf Montag nachmittags 4 Uhr. Am Montag vormittag wird sich der Völkerbundsrat mit dem englischen Antrag zum deutsch-österreichischen Zollprotokoll in öffentlicher Sitzung beschäftigen.

Kann die Industrie höhere Löhne zahlen?

Mit der Verkürzung der Arbeitszeit ist auch die Lohnfrage untrennbar verbunden. Es würde uns wenig nützen, eine Arbeitszeitverkürzung durchzusetzen, wenn damit gleichzeitig eine Senkung der Kaufkraft der Arbeitermassen verbunden wäre. Zwar würden einige zehntausend Menschen durch die gewonnenen Beschäftigungsmöglichkeiten wieder in den Kreis der Verbraucher eintreten, doch könnte dies kaum den Konsumrückgang aufheben, welcher durch die Schwächung der Kaufkraft vieler hunderttausender bewirkt würde. Es muß also die Forderung erhoben werden, daß mit der Arbeitszeitverkürzung ein Lohnausgleich parallel gehe.

Eine Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden wöchentlich bedeutet eine Reduktion um rund 17 Prozent. Um die bisherige Verdiensthöhe des Arbeiters zu sichern, müßten also zum mindesten die Stundenlöhne um 20 Prozent erhöht werden, da der Arbeiter um Stundenlohn keinerlei Möglichkeit der Beeinflussung seines Verdienstes hat. Bei den Akkordarbeitern ließe sich schließlich ein Kompromiß in der Frage des Lohnausgleiches denken.

Nun sind manche unserer Unternehmer bereits selbst so weit, daß sie die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Verhältnisse einsehen und dem Gedanken einer Arbeitszeitverkürzung nicht mehr so ablehnend gegenüberstehen. Haben sie doch vielfach schon selbst zu diesem Mittel gegriffen, um die Arbeit zu strecken und Kurzarbeit sowie Aussehen von der Arbeit bedeuten ja nichts anderes als eine tatsächliche Verkürzung der Arbeitszeit. Während es sich aber in diesen Fällen um eine einseitige und jederzeit widerrufbare Maßnahme des Unternehmers handelt, würde eine vertraglich festgelegte Verkürzung der Arbeitszeit einen gemeinsamen Willensakt der Arbeiter und der Unternehmer bedeuten. Der prinzipielle Unterschied zwischen dem gegenwärtigen und dem zu erstrebenden Zustand ist also sehr erheblich. Wir haben Grund zur Annahme, daß er zum mindesten in verschiedenen Berufszweigen überwunden werden könnte, wenn auf einen Lohnausgleich verzichtet würde. Die Unternehmer behaupten, daß sie keine Erhöhung der Löhne vornehmen können, soll nicht ihre Konkurrenzfähigkeit bedroht werden.

Um zu einem Urteil über die vorhandenen Möglichkeiten einer Lohnerhöhung zu kommen, bedarf es eines gewissen internationalen Vergleiches der Reallöhne des Arbeiters derselben Kategorie in verschiedenen Ländern. Obwohl auch die absolute Lohnhöhe gerade bei der Konkurrenz auf dem Weltmarkt eine sehr bedeutende, ja, im Anteil des Lohnes am Produktionswert die entscheidende Rolle spielt, wollen wir diese Seite der Betrachtung ausschalten. Die Feststellung, daß ein Elektroarbeiter in den Vereinigten Staaten durchschnittlich 1.65 Dollar pro Stunde verdient, sein spanischer Kollege aber bloß 0.17 Dollar, also ziemlich genau ein Zehntel, kann uns hier nicht genügen.

Wesentlich wichtiger ist der Vergleich eben der Reallöhne, um darnach festzustellen, wie der Arbeiter des betreffenden Landes lebt und in welchem Verhältnis sein Verdienst zum Erwerb der lebensnotwendigsten Güter steht. Daraus lassen sich auch bestimmte Schlüsse auf die Anschaffungsmöglichkeiten von Konsumgütern ziehen, die in ganz entscheidender Weise den Inlandskonsum und damit auch die gesamten Wirtschaftsverhältnisse beeinflussen.

Das Internationale Arbeitsamt hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, einen solchen Vergleich für die einzelnen Länder aufzustellen. Um zu bestimmten Ergebnissen zu gelangen, wurde zunächst ein „internationaler Einkaufskorb“ festgelegt, d. h. der Wochenverbrauch eines erwachsenen Mannes an bestimmten Lebensmitteln. Dieser „Einkaufskorb“ ist anscheinend nach den Lebensgewohn-

Armee reform in Spanien.

Herabsetzung des Präsenzstandes auf 100.000 Mann.

Madrid, 16. Mai. Der Kriegsminister erklärte, er bereite eine umfangreiche Reform der Armee in Spanien vor. Der effektive Stand wird auf 100.000 Mann auf der Halbinsel herabgesetzt werden, wobei die Truppen in Spanisch-Marokko nicht mitgezählt sind. Die Armee wird mit neuem technischen Material und mit allen modernen Errungenschaften ausgerüstet werden.

Das Offizierskorps, das während der Revolution 28.000 Offiziere zählte, d. h. ein Offizier auf vier Mann, wird vermindert werden.

Zahlreiche Offiziere wurden angefordert, freiwillig in Pension zu gehen.

Vor der Aufhebung des Belagerungszustandes.

Madrid, 16. Mai. Die Aufhebung des Belagerungszustandes in Madrid steht unmittelbar bevor, doch soll derselbe in Andalusien noch einige Zeit aufrecht erhalten werden.

heiten eines angelfächischen oder skandinavischen Arbeiters zusammengestellt und trifft für unsere Verhältnisse nicht ganz zu. Immerhin bietet er aber doch eine Vergleichsmöglichkeit und ob nun etwas mehr oder weniger Kaffee oder Fleisch verbraucht wird, kann die entscheidenden Momente, auf die es ankommt, nicht beeinflussen.

Der „internationale Einkaufsfort“ sieht folgende Quantitäten an Lebensmitteln vor: 8 Kilogramm Weißbrot, 1,75 Kilogramm Roggenbrot, 0,80 Kilogramm Mehl, 0,11 Kilogramm Hasermehl, 0,17 Kilogramm Butter, 0,10 Kilogramm Margarine, 0,08 Kilogramm Schweinefett, 0,45 Kilogramm Rindfleisch, 0,10 Kilogramm Hammelfleisch, 0,20 Kilogramm Schweinefleisch, 0,10 Kilogramm Kalbfleisch, 0,15 Kilogramm Speck, 2,02 Kilogramm Kartoffeln, 0,45 Kilogramm Zucker, 0,47 Kilogramm Kaffee, 0,04 Kilogramm Tee, 0,01 Kilogramm Kakao, 2,40 Liter Milch, 3,6 Stück Eier, 0,10 Kilogramm Salz und 0,10 Liter Salatöl.

Der Preis dieser Lebensmittel schwankt in den einzelnen Ländern sehr erheblich, er ist mit 14,42 Schw. Franken in den Vereinigten Staaten am höchsten, mit 7,18 Schw. Franken in Polen am niedrigsten. Im Verhältnis zu den ermittelten Durchschnittsverdiensten eines Schlossers oder Drehers ergibt sich aber dann ein wesentlich anderes und zwar sehr interessantes Bild. Um den erwähnten „internationalen Einkaufsfort“ kaufen zu können, muß der Arbeiter ganz verschieden viele Arbeitsstunden aufwenden. Die riesigen Unterschiede zeigen sich in folgender Tabelle:

	Anzahl von Arbeitsstunden
Kanada (Montreal)	3,63
Vereinigte Staaten (New York)	3,82
Dänemark (Kopenhagen)	4,60
Schweden (Stockholm)	5,45
Polen (Warschau)	5,51
Irland (Dublin)	5,63
Niederlande (Rotterdam)	5,91
Großbritannien (London)	5,93
Deutschland (Berlin)	7,06
Jugoslawien (Belgrad)	7,76
Italien (Rom)	11,61
Spanien (Madrid)	11,82
Oesterreich (Wien)	11,97

Die Tschechoslowakei ist wie ersichtlich in dieser Aufstellung nicht enthalten, nachdem die Gewerkschaften bei den feinerzeitigen Beratungen die Festsetzung von Phantasieverdiensten nach den Wünschen der Unternehmer abgelehnt hatten. Aber man hat genügend Grund zur Annahme, daß die Verhältnisse bei uns nicht andere sind als in Oesterreich, eher noch schlechtere, wenn man insbesondere die erheblichen Unterschiede in den Wohnmieten in Betracht zieht. Sind auch vielleicht Lebensmittel dieser oder jener Art bei uns billiger als in Oesterreich, so sind dafür auch die absoluten Löhne um einige Prozent niedriger. Wollen wir also annehmen, daß auch bei uns der Arbeiter rund 12 Stunden wöchentlich arbeiten muß, um nur die notwendigen Lebensmittel für sich anzukaufen, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß der Inlandsmarkt für unsere Industrieprodukte immer enger wird, ja in den letzten Monaten sogar der Fleischverbrauch ganz bedeutend zurückgeht. Stellen wir uns

eine drei- bis vierköpfige Familie vor, so bedeutet der gegenwärtige Verdienstsstand, daß einfach Alles auf die Ernährung ausgeht, mit Mühe noch die Miete und die Kosten für Licht, Feuerung und dgl. bestritten werden.

Es ist festzustellen, daß nicht nur der absolute, sondern auch der Reallohn der Arbeiter in den verschiedenen Ländern geradezu unglaubliche Unterschiede aufweist. Wenn der österreichische oder der tschechoslowakische Arbeiter 3,5mal so lange wie sein amerikanischer, etwa 2,5mal so lange wie sein skandinavischer Kollege arbeiten muß, um die gleiche Menge Lebensmittel kaufen zu können, so ist das ein durchaus ungesunder Zustand, der erweist, daß die bei uns bestehenden Verhältnisse einfach unhaltbar sind. Verträge es die skandinavische, die holländische, die britische, ja selbst die deutsche Industrie, ihren Arbeitern Löhne zu zahlen, die ihnen wenigstens eine gewisse Existenzgrundlage bieten, so ist nicht einzusehen, wie es das bei uns nicht gehen sollte und

mußte. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen entwickelt sich der tschechoslowakische Arbeiter immer mehr zu einer Gefahr für den internationalen Lohnstandard. Dank der niedrigen Löhne kann die gut durchrationalisierte und technisch entwickelte tschechoslowakische Industrie ihre Produkte zu Schleuderpreisen auf den Weltmarkt werfen. Eine Erhöhung unserer Löhne würde unsere Konkurrenzfähigkeit nicht behindern, wohl aber eine Sicherung des Lohnniveaus unserer ausländischen Kollegen bedeuten.

Alle diese Tatsachen zwingen uns zu der Feststellung, daß eine Erhöhung der Löhne zum mindesten ein Lohnausgleich bei eintretender Arbeitszeitverkürzung bei uns durchaus möglich ist. Sie nötigen uns darüber hinaus vom Standpunkt unserer Volkswirtschaft wie auch unserer internationalen Solidaritätspflicht dazu, mit allen Mitteln den Kampf um die Verbesserung der Lebenslage unserer Arbeiterschaft aufzunehmen.

Rasse oder Klasse.

Einiges über das Rassenproblem.

Von Desider Hort (München).

„Darauf es aber ankommt, das ist nicht die Feststellung der Rassenunterschiedlichkeit und auch nicht die verschiedene nachweisbarer oder angenehmerer Rassenbeschaffenheiten, sondern die tiefer forschende Frage, ob die Rasse ein ursächlich und in letzter Linie bestimmendes und bedingendes Element der Menschheitsgeschichte ist.“

Emil Franzel

„Zur Judenfrage“ im Aprilheft der „Tribüne“.

I.

Alfred Rosenberg, Schriftleiter des Haupt-Stiller-Organs, des „Völkischen Beobachters“, und auch sonst erster Sachverständiger Hitlers in geistigen Dingen, hat, wie bekannt, unlängst in München einen biden Wälder erscheinen lassen: den „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“.

Diese „kopernikanische Lat“ — der bescheidene Autor selber nennt sein Werk also — ist in einer Hinsicht tatsächlich eine Leistung, der man dankbar sein kann: sie hat gezeigt, wie leicht der schmale Pfad einer Rassenlehre sich in den Sumpf bodenloser und nazifolter Rassenmythik verirrt.

Was ist denn eine „Rasse“?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es in der Tat deutliche, scharfe, ererbte Unterschiede zwischen den Menschen gibt, die diese in Gruppen einteilen, Rassen genannt. (Prof. Eugen Fischer, Rassenunterschiede, München 1927.) Es ist aber ebenjowenig zweifelhaft, daß diese ererbten körperlichen und seelischen Unterschiedskomplexe, „Rassen genannt“, nichts anderes sind als Niedererschläge gemeinsam erlebten menschlichen gesellschaftlichen Schicksals. Wo eine Gruppe Menschen unter gleichen Verhältnissen (Klima, Boden, wirtschaftliche Entwicklungsstufe usw.) lebt, und zwar unzählige Generationen hindurch lebt, dort tritt das gleiche Schicksal in menschlicher Form: als (im großen und ganzen) gleichem Körper und gleicher Psyche zutage.

Die rassennmäßige körperliche Form und seelische Beschaffenheit wieder spiegelt also letzten Endes die Naturumgebung und die dadurch bedingte soziale Umgebung, so daß man sagen kann: Rasse ist zu körperlicher Form und physischer Beschaffenheit gewordenen Schicksal unter gleichen Umständen zusammenlebender Menschen.

Daraus ergeben sich aber einige selbstverständliche Folgerungen:

1. Eine „reine Rasse“ ist nur unter recht primitiven Verhältnissen aufzufinden, dort also, wo die Menschen noch außerstande sind, ihre Naturumgebung und ihr dadurch bedingtes soziales Schicksal zu wechseln.

2. Die „Verzweigung der Rassen“ ist umso größer, je höher die menschliche Gesellschaft steht, d. h. je mehr Zusammenlebende in einem Lande sind, ihre Naturumgebung zu beeinflussen und zu wechseln, ihre materiellen und geistigen Güter mit denen anderer Gemeinschaften auszutauschen.

3. Eine „reine Rasse“ kann heute — zur Zeit der Flugzeuge und der Radioapparate — in der Wirklichkeit, also außerhalb der Fieberphantasie einer allen Erstes baren Rassenmythik, nirgends existieren.

„Was wir heute als ein Volk bezeichnen“ — schreibt Erwin Bauer, Professor der Vererbungslehre an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin und Direktor des Instituts für Vererbungslehre in Dahlen — „ist biologisch betrachtet, ein ungeheuer bunt zusammengesetztes Ge-

*) Ein Beispiel, wie die Naturumgebung Rassenmerkmale schafft: „Die jodarmen Ralsgebiete des Jura — schreibt Dr. F. Merkschlager in einem sehr aufschlußreichen Artikel (Völkische Zeitung, 13. März) — hat infolge der veränderten Schilddrüsenfunktion einen anderen Wachstumsrythmus im Gefolge. Der Jurabogen von Nordbayern bis Mittelfrankreich ist die Aderschole des gelebten Menschen.“

misch.“ Wenn wir — jetzt er sogar, für einen „völkisch“ Veranlagten und Anhänger des „Rassismus“ sicherlich drastisch genug — ein Paar Schafsfamilien aus Kleinasien, aus Nordafrika und ein Paar Wolfsfamilien sich irgendwo in freier gegenseitiger Paarung unter möglichst günstigen Verhältnissen vermehren lassen, so daß alle Kombinationen sich erhalten und auch viele Mutationen, etwa Dadelbeinigkeit, Kopsform, Bindhundring, Langhaarsigkeit usw. nicht durch eine natürliche Zuchtwahl ausgemerzt werden, dann würde so ein Hundevoll entstehen, das in seiner bunten Zusammenfassung etwa dem Rassenmischmasch eines heutigen Menschenvolkes entspräche.“ („Menschliche Erbschaftslehre und Rassenhygiene“, I. Band, S. 72; München 1927.) Auch nach diesem hervorragenden Vertreter der Rassenforschung kann „nicht scharf genug“ betont werden, daß ein Volk nicht durch das Rassennmäßige, sondern durch die gemeinsame Sprache und Kultur geeint ist.

Es ist nicht das Volk, noch viel weniger die Rasse, sondern nur die Nation, jene gesellschaftliche Einheit, in der wenigstens eine Annäherung an Einheitskultur zutage tritt.

Aber Nation ist eine geistige Einheit: eine physische Gemeinschaft derer, die durch gleiches nationales Kulturgut erzogen werden; die, infolgedessen, auf die Einwirkungen der Außenwelt in gleicher Weise reagieren und daher eine annähernde Einheit des Denkens und Handelns repräsentieren. Nation sei — heißt es im grundlegenden Buche Otto Bauers („Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“) — Natur- und Kulturgemeinschaft: ein immer mehr physisch gewordener Niederschlag gemeinsamen Schicksals, der sich immer mehr durch Kulturgüter, durch das Erleben der nationalen Kultur, verdichtet. Ja, sie sei eine werdende Kulturgemeinschaft auch in dem Sinne, daß die in gleicher Sprache übermittelte nationale Kultur immer mehr zum Gemeingut des gesamten arbeitenden Volkes werde; daß, statt einer privilegierten Schicht (der bisherigen Trägerin der nationalen Kultur und der Nation), immer mehr das ganze arbeitende Volk sich zur Nation erhebt. (Dies Erwerben immer breiterer Volksschichten zu nationalem Bewußtsein, dies Werden der Nation, sei eben deshalb eine Erscheinung der kapitalistischen Produktionsweise, da die dadurch effizienteste Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit auch dem Volk, auch den bisher kulturlösen Arbeitenden, Ruhe und damit Möglichkeit schaffe, sich die nationale Kultur anzueignen, sich zur Nation zu erheben.)

Die nationale Einheit ist also, wie auch Prof. Bauer betont, von der rassischen vollkommen unabhängig: Nation ist Kulturgemeinschaft. Die bilden eine Nation, die durch eine nationale Kultur zu einer physischen Einheit: zu einheitlichem Denken und Handeln erzogen werden. Das Volk, und jedes Volk, ist rassisch ein buntes Gemisch, ein „Rassenmischmasch“, wie sich Prof. E. Bauer ausdrückt. Dies rassische Durcheinander erhebt sich zu einer neuen Einheit: zur Kulturinheit der gemeinsam erlebten nationalen Kultur, wenn auch die Arbeitenden sich Ruhe schaffen können, an der Nation gestaltenden Kraft: an der durch die nationale Sprache übermittelten Kultur teilzunehmen.

(Schluß folgt.)

Hinter englischem Staheldraht.

Von August Wokupatsch.

Rohdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Siege schon zum viertenmale mit dem belgischen Passagierdampfer „Elisabethville“ in dem heißen, ungesunden Matadi am Congo und gelbe Gesicht, kraftlose, vom Klima ausgehörte Gestalten stehen in weichen Tropenanzügen und Korkhelmen auf der Kommandobrücke, warten ungeduldig auf das erste Abfahrtszeichen.

Bei jeder Rückkehr gibt es einige Tote. So mancher, der sich schon munter auf den Promenaden europäischer Großstädte spazieren gehen sieht, holt nach Freund „Goin“ und statt der schmalen, sandigen Grube findet er sein Grab im Atlantik, während diejenigen, die noch Tags zuvor mit ihm im Salon beisammen saßen, nun nervös und ängstlich nach der Stelle blicken, über die sich ganz jachte ein Wellenkreis zieht.

Die Ladung besteht wie immer aus Kopro, Mais und Eisenstein. Mit der Barkasse holen wir aus dem benachbarten portugiesischen Gebiet gleichfalls die Produkte und bis spät in die Nacht raffen die Dampfwinden, arbeiten die schwarzen, schweißbedeckten Körper, damit der Raften das Fiebernest baldigt verlassen könne.

Wir waren eine aus Deutschen und Belgiern, Franzosen und Engländern zusammengesetzte Mannschaft und hatten uns die ganzen Monate stets gut vertragen. Spielten in der Freizeit friedlich miteinander Karten, schwiigen und kicherten.

Von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers wußten wir; sie scherte uns blutwenig und mich als einzigen Oesterreicher hielt sie nicht ab, weiter Schmetterlinge zu fangen und diese sehr sauberlich präpariert in meine

mit einem Korfboden versehenen Schocklein unterzubringen.

Ein Stück oberhalb Matadys liegen die kleinen Stromschnellen, die eine Weiterfahrt hindern und die ganze Gegend ist steinig und öde, zeigt nur in der Regenzeit die üppige Vegetation der Tropen. Das jenseitige Ufer ist hoch, fällt steil in den Strom und die fahlen Stellen zeigen rötlichbraunes Gestein, auf dem sich kleine, zerliche Eidechsen sonnen, während in einer von der scharfen Strömung ausgewaschenen Bucht, oft der schnuppige Ranz der Strohoblie zu sehen ist. Ununterbrochen laufen im Trab die Reger über den Verbindungsteg; die beiden letzten, mit Eisenbein beladenen Eisenbahnwaggons werden allmählich leer. Die Föhne sind schmutzgrün und rissig. Sie sind jahrelang in der Erde gelegen und wer weiß, welche schreckliche Mittel angewandt wurden, um die Preisgabe des Verstecks zu erzwingen.

Die bei uns dauernd in der Maschine beschäftigten Schwarzen sprechen von „Jungensarbeit“, von „abgehauenen Händen“, von Rücken die der „Ranischau“ zerfleischt und denen, die da oben glattrasiert, mit einigen goldenen Streifen am Kordarmel in selbstbewußter Pose stehen, zu faul und zu bequem um sich zu hüten, ist die Sandababung derovortiger Kolonisationsmethoden wohl zuzutauen.

Dampf heult die Sirene; ihr Klang bricht sich an den hohen felsigen Ufern und aus dem breiten, gelben Schornstein steigen die schwarzen Rauchwolken lezengerade in die himmelnde, heiße Luft.

Glied um Glied der Ankerketten legt sich knirschend in die Trommel. Langsam wendet der Bug in die Mitte des Stromes und an der nächsten Biegung verschwinden die kleinen Holzbüden der Reger, verschwinden die großen, mit Wellblech gedeckten Lagergruppen, die in unmittelbarer Nähe des kleinen Bahnhofes liegen.

Breit, nicht mehr übersehbar wird der Strom. Die Baobab (Affensbrotsbäume) bilden ganze Wälder und ihre Kronen scheinen in der untergehenden Sonne zu brennen. Diese Blut liegt auf dem Wasser, pflanzt sich fort und verbindet sich am Ende der Rimm mit dem leuchtenden Rot des Himmels.

Banana. Die kleine Niederlassung liegt in völliger Dunkelheit. — Am rechten Ufer liegen farbige Lichtsignale auf. Wir stoppen und durch die gelben Glühbirnen sucht eine Banane. Ueber das herabgelassene Fallreep entern drei belgische Offiziere und kurz darauf polieren beide Anker zu Grund.

„Nanu, — was ist los?“

Fragend sehen wir uns gegenseitig an, doch rasch kommt die Aufklärung. Oben auf der Brücke, bis hinten zu der Telegraphenabahn stehen die Passagiere, auf der nach oben führenden Treppe stehen Steuerleute und Maschinisten. Der eine von den an Bord gekommenen Offizieren hält eine Ansprache und als er endet, reden sich geballte Fäuste und wie ein einziger Aufschrei geht es zu uns: „Vive la France, vive le Roi!“

Alle Flagen sind gesetzt, leise bewegt sich der Abendwind.

„Krieg?“ — „Jawohl!“ — In unser Erstaunen erklingen plötzlich die Töne der „Marzellaise“ und die Stewards schleppen Kisten um Kiste heraus und immer toller wird das Jodeln, während es unter uns ruhig und still bleibt.

Roch in der Nacht werden wir Alleinbesitzer des Vorderdecks: alle andern, die nicht Staatsangehörige der Mittelmächte sind, schüttern ihre Klamotten und Strohhüte, müssen sich nach dem Mittelschiff verdrängen und strengstens wird ihnen jeder weitere Verkehr mit uns verboten.

Einschließlich zwanzig Menschen stehen an der Reeling und können vorderhand noch nicht begreifen, daß der Boden auf dem sie sich befinden, schon ein Stück des Kriegsschauplatzes

ist und daß an Bord von nun an, — zwei Welten existieren.

Ueber uns der funkelnde Sternenhimmel, eine weiche, warme Luft und die hoch über den Schornstein gespannten Drähte schwingen leicht hin und her. Schweigsam blicken wir alle nach oben. Wie mit einmal überfällt uns ein Schauer und zum erstenmale wird uns auch die Tragweite der soeben durchgeführten Maßnahme klar.

„Wird man uns noch in der Nacht an Land schaffen, einperrten oder internieren?“

„Ach Unsinn! Schließlich kann doch nur eine gemeinsame Arbeit den Raften an seinen Bestimmungsort bringen.“

Ueber das Vorderdeck schaukeln der Zimmermann; hinter ihm kommt der Kapitän, dem ein Landoffizier mit umgeschmaltten Revolver folgt.

Einer von uns stüstert: „Aufgepaßt, Jungs, jetzt gehts los.“ Aber ohne uns zu beachten schreiten sie alle nach der Peizerfolge und mit dumpfen Knall fliegen vor die Bullaugen die dicken Eisenblenden, die der Zimmermann festzieht. — So gehen sie schweigend und stüfter blickend aus einem Logis in das andere und als dann vor sämtlichen Bullaugen die Blenden liegen, spricht der Kapitän:

„Meine Herren; — sie befinden sich auf einem belgischen Schiff. Jedes Öffnen der Bullaugen wird strengstens bestraft.“ Er selbst bogt nur wenig Vertrauen zu dem einfachen Verbot. Deshalb zitiert er uns noch einige Kriegsparagraphen und dann schaukeln alle drei, französisch sprechend, wieder mittschiffs.

Der Jubel und das Singen dauern an; Glaserklingen und Musik die ganze Nacht. Im Vorderdecks bleibt es ruhig; nur zeitweilens ein Polieren der Ankerketten, an denen die Mast steht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Presse gegen Curtius.

Genf, 16. Mai. Die in der heutigen Sitzung des Studienausschusses für die Europa-Union...

Die hiesigen diplomatischen Kreise finden in den Ausführungen Dr. Curtius viele Schwächen...

Pariser Kommentare.

Paris, 16. Mai. Die Blätter, namentlich die linksstehenden, zeichnen mit Vergnügen die anerkennenden Worte...

„Petit Parisien“ sagt, es sei dies die schönste Ehrung, die einem Mann zuteil werden können.

Die radikale „Republique“ schreibt, die Radikalen würden nicht zugeben, daß Briand der Quai d'Orsay verlasse.

Demgegenüber bezeichnet die Rechtspresse die Rundgebung Bendersons als unpassend und unstatthaft...

„Echo de Paris“ nimmt an, daß Briand Genf noch vor Beendigung der Session verlassen und daß Ministerpräsident Laval dort an seine Stelle treten werde.

Bertinax äußert sich skeptisch über die Wirksamkeit der Genfer Verhandlungen gegen den „Anschluß“...

„Matin“ erzählt, daß Dr. Beneš als Generalsekretär für die allgemeine Abrüstungskonferenz in Betracht komme.

Der Genfer Berichterstatter des gleichen Blattes will erfahren haben, daß Oesterreich wahrscheinlich ein Kredit von 500 Millionen Francs zur Erholung von den durch den Crash...

Der Berichterstatter des „Petit Parisien“ fügt dieser Information hinzu, in Oesterreich werde offenbar neuerlich ein internationaler Kommissar eingesetzt werden...

Der Berichterstatter des „Petit Parisien“ fügt dieser Information hinzu, in Oesterreich werde offenbar neuerlich ein internationaler Kommissar eingesetzt werden...

Japan schränkt Rüstungen ein?

Tokio, 16. Mai. (Reuters.) Die Führer der einzelnen Regierungsparteien wollen der Regierung empfehlen, den Stand der Armee um drei Divisionen zu verringern...

Vom Rundfunk

Montag:

Brug: 11.15 Schallplatten. 12.30 Mittagskonzert. 16.05 Schallplatten. 16.30 Populäres Konzert. 18.25 Deutsche Sendung: Volkner: Ein Blick auf das Deutsche Theater...

Dienstag:

Brug: 15.00 Schallplatten. 12.25 Mittagskonzert. 16.10 Schallplatten. 18.25 Deutsche Sendung: Runge: Deutsche und schlesische Literatur...

Der Triumph der politischen Defonomie des Proletariates.

Karl Marx nannte einst die Gesetzgebung des Jehstundentages den ersten großen Triumph der politischen Defonomie des Proletariates...

Zwei Wirtschaftsauffassungen stehen einander seit der Geburtsstunde des modernen Industrialismus unverwundlich gegenüber...

Die reine, unbeschränkte Individualwirtschaft des Frühkapitalismus, der Konkurrenzkapitalismus...

In Kartellen und Trusts verlor die Wirtschaft man, planmäßig zu wirtschaften, man schaltete die freien Konkurrenzmöglichkeiten...

Die bürgerliche Defonomie hat es versucht, die Wirtschaftsideen des Proletariates, deren zwingende Ueberzeugungskraft...

Der Schritt für Schritt mußte im Verlaufe der letzten Jahrzehnte der bürgerliche Grundgedanke der unbeschränkten Verfügungsgewalt...

Der bürgerliche Grundgedanke der unbeschränkten Verfügungsgewalt vor den Wirtschaftsideen zurückweichen. Wenn Marx den geschlichen Jehstundentag den ersten großen Sieg der proletarischen Defonomie nennt...

Der bürgerliche Grundgedanke der unbeschränkten Verfügungsgewalt vor den Wirtschaftsideen zurückweichen. Wenn Marx den geschlichen Jehstundentag den ersten großen Sieg der proletarischen Defonomie nennt...

Der bürgerliche Grundgedanke der unbeschränkten Verfügungsgewalt vor den Wirtschaftsideen zurückweichen. Wenn Marx den geschlichen Jehstundentag den ersten großen Sieg der proletarischen Defonomie nennt...

Der bürgerliche Grundgedanke der unbeschränkten Verfügungsgewalt vor den Wirtschaftsideen zurückweichen. Wenn Marx den geschlichen Jehstundentag den ersten großen Sieg der proletarischen Defonomie nennt...

Die Bürgerschule in Gefahr.

Der Trautmannsberg Bezirkslehrerverein hat in seiner Ausdrucksung v. 9. Mai d. J. Stellung zu der rechtlichen und materiellen Notlage der Bürgerschullehrerschaft...

Die Bürgerschule in Gefahr.

Der Bürgerschullehrer ist nach dem Grade seiner Vorbildung der am schlechtesten bezahlte öffentliche Angestellte. Im Durchschnitt genommen steht sein heutiges Einkommen dem Vorkriegseinkommen gegenüber um K 8.819.— zurück...

Man hat kurz nach dem Umsturz dem Dozenten Verdrüsslichkeit widerfahren lassen und ihn nach Beschluß des ersten Parlamentes den Staatsbeamten der Gruppe B gleichgestellt...

Man hat kurz nach dem Umsturz dem Dozenten Verdrüsslichkeit widerfahren lassen und ihn nach Beschluß des ersten Parlamentes den Staatsbeamten der Gruppe B gleichgestellt...

Man hat kurz nach dem Umsturz dem Dozenten Verdrüsslichkeit widerfahren lassen und ihn nach Beschluß des ersten Parlamentes den Staatsbeamten der Gruppe B gleichgestellt...

den die damals noch rein bürgerlich geleiteten Staaten durchsetzten, war ein Ausweg aus der Sackgasse, in die die Schrankenlosigkeit der staatlich durch nichts gebremsten Unternehmer...

Es gab im Laufe der Jahrzehnte natürlich manches Auf und Ab in dem Kampfe der beiden Ideen. Es gab Zeiten, in denen sich die bürgerliche Defonomie obenauf wählte...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Die gegenwärtige Krise wirkt diesen Zukunftsglauben des Kapitalismus wieder über den Haufen. Und er wird an sich selbst irre...

Béla Balázs ausgewiesen!

Wir haben vor wenigen Tagen mit aller Energie einen Uebergreif der Preßburger Polizei zurückgewiesen, die einen rein wissenschaftlichen Vortrag über den historischen Materialismus...

Béla Balázs ausgewiesen!

Wir haben vor wenigen Tagen mit aller Energie einen Uebergreif der Preßburger Polizei zurückgewiesen, die einen rein wissenschaftlichen Vortrag über den historischen Materialismus...

Wir haben vor wenigen Tagen mit aller Energie einen Uebergreif der Preßburger Polizei zurückgewiesen, die einen rein wissenschaftlichen Vortrag über den historischen Materialismus...

Wir haben vor wenigen Tagen mit aller Energie einen Uebergreif der Preßburger Polizei zurückgewiesen, die einen rein wissenschaftlichen Vortrag über den historischen Materialismus...

Wir haben vor wenigen Tagen mit aller Energie einen Uebergreif der Preßburger Polizei zurückgewiesen, die einen rein wissenschaftlichen Vortrag über den historischen Materialismus...

August Wostupatsch: Hinter englischem Stacheldraht.

Noch ein neuer Kriegroman? Was kann uns der heute noch Neues bringen? Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Der Roman, mit dessen Abdruck wir heute beginnen, erzählt aber nichts von den nervenaufpeitschenden Leiden des Frontsoldaten, wie wir sie aus der umfangreichen Kriegsliteratur bereits kennen...

Die Roggenzollherabsetzung kundgemacht.

Brug, 16. Mai. In der Gesetzesammlung ist gestern die Kundmachung des Finanzministers vom 13. Mai d. J. erschienen, in der der Zollnachschuß von 25 Kronen pro Zentner eingeführten Roggens kundgemacht wird...

Die Roggenzollherabsetzung kundgemacht.

Brug, 16. Mai. In der Gesetzesammlung ist gestern die Kundmachung des Finanzministers vom 13. Mai d. J. erschienen, in der der Zollnachschuß von 25 Kronen pro Zentner eingeführten Roggens kundgemacht wird...

Brug, 16. Mai. In der Gesetzesammlung ist gestern die Kundmachung des Finanzministers vom 13. Mai d. J. erschienen, in der der Zollnachschuß von 25 Kronen pro Zentner eingeführten Roggens kundgemacht wird...

Brug, 16. Mai. In der Gesetzesammlung ist gestern die Kundmachung des Finanzministers vom 13. Mai d. J. erschienen, in der der Zollnachschuß von 25 Kronen pro Zentner eingeführten Roggens kundgemacht wird...

Brug, 16. Mai. In der Gesetzesammlung ist gestern die Kundmachung des Finanzministers vom 13. Mai d. J. erschienen, in der der Zollnachschuß von 25 Kronen pro Zentner eingeführten Roggens kundgemacht wird...

Tagesneuigkeiten

Starhemberg und Morgenstern.

Der junge Starhemberg demobilisiert seine Bataillone. Diese Demobilisierung wird von einem, mit Verlaub zu sagen, „Klatsch“ durchgeführt. Dundernde ehemalige Sächenschwärzler wurde laut „Arbeiter-Zeitung“ folgende Postkarte zugestellt:

Wien, am 27. April 1931.

E. W.

Laut Information schulden Sie dem Vaterländischen Verband „Starhemberg“ eine Bluse und einen Hut. Trag wiederholte Aufforderung, dieses fremde Eigentum zurückzustellen, haben Sie dies bisher zu tun verabsäumt.

Ich erlaube Sie, dieses fremde Eigentum bis Montag, den 4. Mai, in der Kanzlei, 1. Bezirk, Singerstraße 16, zu erlegen und mit dem Nachweis dieses Erlasses bis Dienstag, den 5. Mai, in meiner Kanzlei zu überbringen, ansonsten ich auftragsgemäß gegen Sie vorgehen möchte.

(Stampsigle.)

Dr. Hugo Morgenstern, Rechtsanwalt,
Wien 1, Wolfsgasse 8.
(Unterschrift unleserlich.)

Starhemberg war der Führer des antijemidischen Heimmwehrbewegungs; nun, da dieser Flügel ergrübt wurde, sammelt im Auftrage Starhembergs ein, mit Verlaub zu sagen, „Semit“ die ausgefallenen Hebern ein. Höflich fragt der nationalsozialistische „Kampfruf“, der die Meinung des Dr. Morgenstern abgedruckt hat, ob der Bevollmächtigte Starhembergs vielleicht ein „bodenständiger Jude“ sei, was manches erklären würde. Nun, die Tragikomödie ist zu Ende: nicht die Köpfe der Klatscher sind in den Sand gerollt, sondern Starhembergs Heimmwehr hat sich im Sand verlaufen. Und der Morgenstern erhebt sich über den Spul der Nacht.

Wiesel in England und Deutschland für Alkohol ausgegeben wird.

In den beiden Ländern werden, in tschechoslowakischen Kronen umgerechnet, für Alkohol ausgegeben:

	England	Deutschland
In der Sekunde . . .	1.400	768
In der Minute . . .	84.456	46.104
In der Stunde . . .	5.067.676	2.766.288
In einem Tag . . .	121.643.832	60.000.000
In einem Monat . . .	3.900.000.000	2.000.000.000
In Jahre	44.400.000.000	24.000.000.000

Was könnte für dieses Geld, das da herunterraun wird, geschaffen werden?

Der Held

(im Lichte des 5. Jahrausfalls.)

Von Hedda.

Einem, der feiner war, erfand ihn und brachte ihn in den literarischen Handel. Die Dichter, heilfroh über den Anbruch der ihrer schöpferischen Phantasie zugeworfen wurde, nahmen ihn mit Freuden auf, schrieben an ihm ihre Federn stumpf und verdauten ihn jeder auf seine Art.

Er fand reichenden Abzug, nahm greifbare Formen an und wuchs über sich hinaus ins Ueberdimensionale. Er verbreitete sich mit der Reuequenz einer Epidemie über den ganzen Erdball und kam mit Vorliebe in Deutschland zur Welt.

Er war von Anfang an, und das war das wahrhaft raffinierte an ihm, so unwahrscheinlich unkompliziert, daß es häufig schwer fiel, ihn zu verstehen. Daher war er angesehen über die Meisten und genoss den Ruhm, der seinem Erfinder gebührt.

Von Beruf war er Vorbild und in seiner Tätigkeit weder pro- noch reproduktiv. Er war einfach da, wie die Cholera, der Typhus und die Malaria. Er war eine Art Infektionskrankheit, die man nicht bekämpfen, sondern hochzuzüchten. Bei seiner Primordialität fiel es ihm nicht schwer, sich immer und überall durchzusetzen und in jenes Licht zu rücken, welches er für das rechte hielt.

Er ließ sich mit Vorliebe als Gipfel des Menschentums hinstellen und die Menschheit hielt ihn dafür. Sie spiegelte sich in ihm und er sich in ihr und weil das beiden gefiel, hielten sie sich für identisch.

Wohin er trat, wuchsen Phrasen, die er für Weltanschauungen hielt und Weltanschauungen, die er für Phrasen hielt, führten in ihrem Schatten das kümmerliche Dasein der anspruchsvollen Pflanze im Unkraut.

Aber die Zeit ging auch an ihm nicht spurlos vorbei.

Eines Tages kam er, zum erstenmal in seiner Existenz und wider Erwarten auf den Gedanken zu denken, erschrocken und stark an seiner eigenen Ueberflüssigkeit.

Wegeners letzte Spuren. Das bereits seit einigen Tagen als sicher vermutete Ende des deutschen Grönlandforschers Professor Wegener wird durch einige Funde bestätigt, die die am 23. April dieses Jahres ausgebrochene Hilfs-Expedition im Eise machte. Etwa 150 Kilometer von der von Dr. Georgi besetzten sogenannten Station „Eismitte“, die 400 Kilometer vom Westrand und 500 Kilometer vom Strand der grönländischen Eiswüste entfernt liegt, fand man Wegeners Schlitte und noch weiteren 60 Kilometer auch seine Skier. Bis zur Station „Eismitte“ hatte Wegener 40 Tage gebraucht. Während des außergewöhnlich tropischen Winters

Die Gewissenlosen.

Die 14jährige Mutter. — Verführt! — Krank? — Gewissenlos (ober dumme) Eltern. — Die Suche vor dem Stempel.

Von Hedda Wagner.

Es gibt allzu viel Elend auf der Welt, und „der Menschheit ganzer Jammer“ kann einem bei jedem Blick, den man um sich schickt, anfallen. Was sich aber vor einigen Wochen in Wien zugetragen hat, das ist doch ein fürchterlicher Fall, in dem sich Verbrechen und Gewissenlosigkeit zu solche entsetzlichen Folgen vereinen, daß es notwendig ist, ihn zu betrachten. Und sich dann zu fragen: Wie steht es mit der menschlichen Moral, wenn solches möglich ist?

Da wird ein Mädchen, noch nicht 14 Jahre alt, von ihren in Belgien ansässigen Eltern in ein Wiener Pensionat gebracht. Das Kind steht ungesund aus, aufgedunsen, ist gedrückt und verschlossen. Es leidet ein entsetzliches Geschick auf ihm: ein Wäsling hat es bergewalligt, mit Laes infiziert, und damit das Maß des Unheils voll sei, ist die arme Kleine in anderen Umständen.

Unter solchen Umständen sendet man sie in ein Pensionat? Hier eben beginnt die beispiellose Gewissenlosigkeit ihrer Eltern. Diese wählen von dem ganzen Sachverhalt; die Erkrankung ließen sie notdürftig behandeln — und begannen dann das erste Unrecht: sie stellten den Gesundheitszustand ihrer Tochter als ganz harmlos hin, und sagten, der Anstaltsarzt solle das „Wimmerl“ auf der Lippe behandeln. Welche Gefahr für sämtliche Mitzüglinge bestand, haben sie entweder nicht verstanden oder — nicht beachtet.

Hand in Hand mit dieser ersten Gewissenlosigkeit ging die zweite. Sie wußten von dem traurigen Zustand ihres Kindes — und steckten es in der Fremde in ein Institut. Nur weil vom Schutz, nicht wahr? Nur ja kein Skandal! Vor dieser Sorge müssen Elternsicht und menschliches Mitgefühl zurücktreten. Aber eins taten sie doch: sie boten, man möge mit dem Kind eine Wohnungsgemeinschaft machen, da die noch nicht vierzehnjährige 90 Kilo wog. Darin erschöpfte sich ihre Verschönerung.

Und nun verlebte das Mädchen ein schreckliches halbes Jahr. Ob ihrer schwammigen Figur beim Turnen dem Gespött der Mitschülerinnen

ausgesetzt, zog sie sich immer mehr in sich selber zurück. Sollte seine Seele, die sie sich vertrauensvoll öffnen hätte können. Zeit stumm. Bis endlich der Tag des Schreckens kam — und sie einem Kinde das Leben geben mußte. Dann aber war es zu Ende mit ihrer Leidenschaft. Sie brach zusammen; alles enthielt sich, und in ihrem Wäschekasten fand man das tote Kleine.

Das Weib ist Sache des Jugendgerichtes; aber wie immer es auch handeln wird — wird dies zerstückte Leben wieder aufgerichtet werden können? Was für Spuren muß diese Zeit der Verlassenheit in der Seele des armen Mädchens zurücklassen? Und was dann, wenn das Weib sie bringt, wieder zu ihren Eltern zurückkehren — zu den Menschen, die mit einer Gewissenlosigkeit, die einem unsehbar dünn, sie in höchster Not so pehligend im Strich gelassen haben?

Der Verbrecher hat dies Menschenleben zerstört; die eigenen Eltern haben lieb- und gedankenlos die Tochter in die Verbannung geschickt — warum? Waren sie egoistisch, die einfach jeder Verantwortung los und ledig sein wollten? Oder Menschen der Konvention, denen der „Skandal“ das einzige an dieser Tragödie zu fürchtende dünkte?

Und wieder erhebt sich über dieser Tragödie ein drohender Schatten: jener Paragraf, der schon „Menschenopfer unerhört“ gefordert hat. Wäre das Gesetz human und vernünftig, so hätte rechtzeitige, ärztliche Hilfe der armen kleinen Mutter, die so selber noch Kind war, einen guten Teil des Entschens erspart. Gatten, das sie nur hat durchleben, durchkämpfen müssen — ganz allein, verlassen gerade von denen, deren heiligste Pflicht es gewesen wäre, ihr beizustehen.

Das arme Opfer wird vielleicht auf die Bank der Angeklagten müssen. Aber an seine Seite gehörte noch jemand: der Verbrecherparagraf — und die Gewissenlosen, die unsehbar an ihm gefündigt haben . . .

In der Habarie des Militärflugzeuges „A 1181“ bei Lundenburg, über die gestern berichtet wurde, wird noch gemeldet: Die Ursache des Unglücks ist darin zu suchen, daß das Flugzeug, das eine Meldung abwarf, eine Kurve nahm, bei der der Apparat die Schwerkraft verlor und aus einer Höhe von etwa 30 m zur Erde fiel. Von den Mitschülern der Beobachtung erlitt Oberleutnant Kofel leichte Verletzungen im Gesichte und eine schwache Gehirnerschütterung. Der Pilot-Gefreite Baladla erlitt einen Bruch des rechten Fußes und leichte Hautabwühlungen im Gesichte. Oberleutnant Kofel wurde ins Divisionshospital nach Olmütz überführt, während der Gefreite Baladla ins Brunner Divisionshospital eingeliefert wurde.

Wichtig in eine Gruppe von Feldarbeitern. Freitag um halb 18 Uhr schlug der Blitz in eine auf dem Felde in Bläsin bei Sonn beschäftigte Arbeitergruppe. Die Geleutete Lebe, die Eltern von vier kleinen unterfertigen Kindern, waren auf der Stelle tot. Die landwirtschaftliche Arbeiterin Brätil wurde mit schweren Brandwunden, die von den Ärzten als lebensgefährlich bezeichnet wurden, dem Lauer Krankenhaus zugeführt.

Diebstahl in der Teinkirche. Gestern morgens erndete der Priester der Prager Teinkirche beim Leschen der Monstranz zum Frühgottesdienst, daß ein Dieb künstlerisch wertvolle Teile losgebroggen und gestohlen hatte. An zwei Seitenaltären wurden außerdem an Marienbildern die Ohrgehänge, Armbänder, goldene Kreuzchen, Ketten und Herzen geraubt. Da man unter einer Altardecke eine vom 16. Mai datierte Fahrkarte der Straßenbahn gefunden hat, wird angenommen, daß sich der unbekannt Täter gegen fünf Uhr morgens beim Leschen der Altardecke eingeschlichen, vom Kaiser wieder hat einsperren lassen und dann nach Beginn der Morgenandacht aus der menschenleeren Kirche unerkannt entkommen ist. Der Gold- und Silberwert der Gegenstände beträgt ungefähr 4000 K., der tatsächliche Wert ist nicht abzuschätzen, da es sich um ganz einzigartige Kunstwerke handelt, die dadurch vernichtet wurden.

Verhängnisvoller Irrtum. Wie aus Santa Fé (Spanien) gemeldet wird, hat eine Anzahl reisender Leute, die mit einem Kraftwagen gekommen waren, die hinteren Gebäude des Klosters der Jesuitenmönchinnen in Brand gesteckt. Die Brandstifter flüchteten, nachdem sie der herbeigeeilten Polizei einen regelrechten Feuerkampf geliefert hatten. Die Polizei benachrichtigte telephonisch das nächste Dorf, das die Flüchtlinge passieren mußten. Die Dorfbewohner versperren die Straße und riefen dem ersten Kraftwagen, den sie gewahr wurden, zu, er solle anhalten. Der Kraftwagenführer raste aber weiter, überfuhr vier Menschen, von denen zwei getötet und zwei schwer verletzt wurden, und stieß dann mit dem Wagen gegen einen Baum. Da stellte es sich heraus, daß die Insassen des Wagens nicht die Brandstifter, sondern ein Fabrikdirektor, eine Frau und seine Tochter gewesen waren. Sie hatten geglaubt, daß die Dorfbewohner sie angreifen wollten, und waren deshalb mit erhöhter Geschwindigkeit weitergefahren. Die Polizei ist auf der Suche nach den Brandstiftern.

Ein schweres Eisenbahnunglück ereignete sich Samstag vormittags an einer Ueberführung in der Nähe des Bahnhofes Essen-Nord. Eine Rangierlokomotive wurde von einem ausfahrenden Güterzuge in einer Weiche am Brückenkopf

Teilnahme der Naturfreunde bei der Olympiade in Wien.

Richtlinien für die Ortsgruppen-Beiträge.

Fest- und Regiebeitrag 45 K. für Kinder 5 K. einschließlich Unfallversicherung. Diese Beiträge sind sofort mit der namentlichen Meldung an den Reichsauswahlsch des Touristenvereines „Die Naturfreunde“, Aufsig, Wortsplatz 11, zu senden.

Grenzverkehr. Die Naturfreunde-Legitimation gilt als Vorkausweis in Ergänzung der Festlegitimation.

Ausfahrten: Am 18. Juli (falls genügend Beteiligung) und 22. Juli. Am 22. Juli sind drei Sonderzüge vorgegeben u. zu: Sammelstelle Eger über Gmund, Sammelstelle Auffsig über Preßburg, anschließend Dampferfahrt nach Wien, und Sammelstelle Olmütz über Lundenburg.

Rückfahrten: Sonderzüge am 27. und 30. Juli. Bei späteren Rückfahrten ist Einzelpass erforderlich.

Fahrtpreise: Ab Aufsig über Preßburg einschließlich Dampfer ca. 155 K. (bei 33 Prager Ermäßigung), für Jugendliche ca. 120 K., für Kinder 60 K. Bei Benützung des Sonderzuges weitere Ermäßigung geföhrt.

Meldewesen: Die Anmeldungen sind gruppenweise zu sammeln und dem Reichsauswahlsch sofort einzusenden. Einzahlungen sind nur auf das Reiskonto der Postsparkasse Nr. 58322 zu leisten. Für Meldungen nach dem 5. Juni lehnen wir die Verantwortung ab.

Meldelisten, Wanderungsprogramme (Urlaubsreisen) und nähere Details geben den Ortsgruppen-, Bezirks- und Gouletungen heute zu.

Der Reichsauswahlsch Funktionäre! Ausschneiden und aufheben!

so stark gestreift, daß die Lokomotive die Rangiermaschine aus den Schienen hob und über das Gelände auf den Bürgersteig stürzte. Der Heizer und der Lokomotivführer wurden dabei so schwer verletzt, daß sie bald nach dem Unglücksfall starben. Ein Kind, das auf dem Bürgersteig spielte, trug schwere Brandverletzungen davon.

Ein Zentner Dynamit verpöcht. In der Wohnung des erwerbslosen Tagelöhners Euler in Vandsheim bei Frankenthal (Pfalz) wurden ungefähr ein Zentner Dynamit und etwa 100 m Handschur gefunden. Euler und ein Helfershelfer wurden verhaftet.

Die Staatsprüfung aus dem Bädereiwesen wird am 20. und 21. Juni d. J. in den Räumen der Staatlichen Bibliothekschule in Prag 1, Altstädter Ring 16, in tschechischer und deutscher Sprache abgehalten werden. Der Prüfung können sich die ordentlichen Hörer der Schule, die die Vorlesungen regelmäßig besucht und an den Übungen teilgenommen haben, ferner qualifizierte Bewerber und außerordentliche Hörer der Schule, die wenigstens zwei Jahre bibliothekarisch tätig sind und vom Ministerium für Schulwesen die Erlaubnis zur Ablegung der Prüfung erhalten, unterziehen. Dem ordnungsgemäß gesammelten Gesuch sind beizufügen: a) curriculum vitae und die Besche über die Allgemein- und Fachbildung, b) das Hochschulabschlußzeugnis, falls der Bewerber nicht Schüler (Hörer) einer Schule ist, aber nicht in öffentlichen Diensten steht und c) die Bestätigung über eine mindestens zweijährige bibliothekarische Tätigkeit bei außerordentlichen Hörern und jenen Personen, die die Schule nicht besucht haben. Die schriftlichen Prüfungen sind aus 1. Vorkursprüfungen, 2. Bädereiwesen und 3. Bibliothekswissenschaften abzugeben. Die mündlichen Prüfungen werden aus allen für die Staatliche Bibliothekschule vorgeschriebenen Gegenständen abgelegt. Die Prüfungsdauer beträgt für ordentliche Hörer der Schule K 90.—, für außerordentliche Hörer und externe Bewerber K 200.—. Die Tage ist zugleich mit dem Gesuch an die Direktion der Staatlichen Bibliothekschule zu erlegen.

Romy mit einem Töblichigen. Die Frau des 46jährigen Maures Hof rief Samstag früh den Schutz der Berliner Polizei an, da ihr Romy sie und ihre fünf Kinder mit einem Messer bedroht und die Familie umbringen wollte. Als die Polizeibeamten gewaltsam in das Zimmer eindringen, in dem sich Hof eingeschlossen hatte, stieß dieser mit einem Schlächtermesser und einem Seitengewehr auf die Beamten Blindlings ein. Schließlich gelang es den Töblichen durch einen Schuß kampfunfähig zu machen. Bei dem Handgemenge wurden auch zwei Beamte schwer verletzt.

Auf ein Riff gefahren. Der niederländische Kreuzer „Sumatra“, der im vergangenen Jahre einen vollständigen Umbau unterzogen wurde, ist südlich von Biliton im Indischen Archipel auf ein Riff gefahren und sitzt mit dem Vordersteil fest. Verschiedene Schleppboote und zwei Hilfschiffe der indischen Marine haben sich zur Hilfeleistung an die Unfallstelle begeben.

Krausgef verhaftet. Der russische Schwindler Krausgef, dessen Prozeß in Kürze zu erwarten ist, wurde von der Dresdner Kriminalpolizei wiederum verhaftet, nachdem er vor einiger Zeit aus Gesundheitsrückgründen freigelassen worden war. Im Zusammenhang mit seiner Affäre wurden auch der Dresdner Rechtsanwalt Dr. Lutz, der Dresdener Kaufmann Schröde und der Kaiserliche Rechtsanwalt Dr. Meinen wieder festgenommen. Angründlich liegt bei allen wegen der zu erwartenden hohen Strafen Rücksicht vor.



Vom Prager Rundfunk

Professor Gusti Seidl-Saál sprach über Sprechweise, stellte fest, daß wir alle Kunstformen, auch die literarischen ihre Bildung durch die Gesellschaft erhalten; infolge der im Kriege ausgeübten starken Spannungen und des Hervortretens der Masse in politischer und sozialer Hinsicht, der Massenentscheidung, trat der Sprecher in Erscheinung. Auf Parallelen früherer Geschichtsabschnitte wurde hingewiesen, eine Fülle von bemerkenswerten Einzelheiten ward gegeben und die Literatur über den Sprecher behandelt. Ergebnis: der Sprecher ist nicht nur ein neues Mittel, eine Vortragsfolge interesser zu machen, — er ist eine neue Form der Gesellschaftlichkeit, das auszusprechen in Chordform, was einem einzelnen auszusprechen unmöglich ist. Seine Wirkung ist geschloßelnd, er wirkt auf hoch und niedrig, auf die Besten unter uns. Wenn man auch einzelne Ansichten der Vortragenden nicht teilen möchte, wie z. B. den Gedanken, im Spiel eine dem Sprecher innerlich verwandte Erscheinung leben zu wollen, so können wir doch im allgemeinen zustimmen und sind dankbar für den Vortrag, der über eine uns so wesentlich nabeliegende Aufgabe in der Arbeiterbewegung viel Anregung und Aufklärung brachte. — In der Arbeiterbewegung wurde wieder einmal eine im Rundfunk sehr günstige Form verwendet, das Gespräch. Die Genossen Karl Kern (Reichenberg), H. Müller (Aussig) und Schwertzer (Prümm) sprachen über proletarische Erziehung. Der gegenwärtige Zustand ist unbefriedigend. Proletarische Eltern können keine gute Erzieher sein; in dem auch den bürgerlichen Eltern eigenen Fehlen pädagogischer Einsicht kommt bei ihnen der Mangel an Zeit und Mitteln zu erheblichem Verhalten. Unsere Schule erzieht durchaus nicht in unserem Sinn, ja nicht einmal im Sinne demokratisch-fortschrittlicher Bürgerlichkeit, sondern noch ganz für den alten Autoritätsstaat. Deshalb greift das Proletariat zur Selbsthilfe mit den Organisationen der Kinderfreunde, der Roten Falken, des sozialistischen Jugendverbandes, der Arbeitersportvereine, — hier werden die Kinder zu dem Geiste sozialer Gemeinschaft gelehrt, den ihnen ihre sonstige Umwelt nicht geben kann. Freilich, wie überall auf diesen Gebieten noch viel Arbeit zu leisten ist, so darf doch auch die pädagogische Aufklärung der Arbeitereltern nicht vernachlässigt werden. Gerade die Einrichtungen der ersten Kinderjahre sind entscheidend für die Charakterbildung und für die spätere Entfaltung der natürlichen Anlagen. Das in dieser Zeit Versäumte ist später schwer zu ersetzen, der Einfluß der Eltern, besonders der Mütter, der Einfluß der Eltern, besonders der Mütter, doch immer noch maßgebend. Neben die großangelegte Organisationsstätigkeit muß also unablässig Aufklärung und Anlehnung der Arbeitereltern zu individueller Pädagogik treten; es muß gelingen, ihr Bewußtsein dem Kinde gegenüber auf sozialistische Grundlagen aufzubauen; in den tausend kleinste Vorträgen des Alltags wird mehr gegen den Geist des Sozialismus gefördert, als die großen Veranstaltungen der Festtage weiterbringen können. — Joel Portage in der Woche ist wohl wenig und man kann nicht sagen, daß dieser Mangel durch besondere Güte der geborenen Kunst wäre wettgemacht worden. Das ChorKonzert der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag und des deutschen Männergesangsvereins Smichow war hübsch, besonders im ersten Teil, der Madrigale von Senft, Jhaal und Orlando Lasso brachte; die Volksliederdarbietungen aber sind übliche Nebensache und die Solisten von Zichowsky und Marx sind Simonide, — also keine

auf- und ausragende Angelegenheit. Balladen von Löwe vorn und Arien von Wagner und Meyerbeer hinten, mit der gewohnten Wortverständlichkeit gelungen: erfreulich nur die von Frau Bischoffs Perzmann gesungene und rein gesungenen zwei Sätze aus einer Gellosenate von Sammartini. Lärmhoch hob sich die einfache, seelenvolle Schönheit dieser alten Musik über die Nachromantik des 19. Jahrhunderts. Schillers Todestag beging Herr Martin Müller vom Stadttheater Reichenberg mit dem Vortrag des Demetriusfragments. Herr Müller ist ein guter Sprecher mit einem gewissermaßen schneidigen Pathos; er differenziert genügend, um die gewaltige Reichhaltigkeit des Stoffes zu gestalten. Ein interessantes Programm brachte das Liedkonzert der Frau Kelly Grafer. Von Dr. Gertha Wien-Claudi mandolant etwas zu zurückhaltend begleitet, sang sie Goethe-Lieder in Vertonung von Beet-

hoven, Schubert und Hugo Wolf und gab so einen Hinweis auf vielfach unbekannte Schätze der Kunst. Auch sie spricht leider nicht klar genug aus; musikalische Sicherheit und eine in allen Tönen ausgeglichene Stimmung sind ihre Vorzüge; diese Stimme aber ist zu hell, um die dunklere Leidenschaft, das tiefste Gefühl auszudrücken, — ihr Gesungen am besten heiter bewegte oder schalkhaft neckische Stimmungen. So blieb denn auch in ihrem so wertvollen Programm manches unerfüllt. — Im Ganzen bewies diese Woche wieder die innere Planlosigkeit unseres deutschen Radiobetriebs. Könnte man nicht ein wenigstens zweiwöchiges Rahmenprogramm aufstellen, worin bei Wechsel der Vortragenden und Einzelstücken die Stoffgebiete regelmäßig wiederkehrten, — das gäbe schon einen festen Weg, der uns das auf die Dauer unerträgliche Schwanken des Inhalts erspart.

In ähnlichem Stile ging es weiter, bis Bouchard etwa 200.000 Francs und sein Freund fast ebenso viel an den Geist bzw. an Caroes ausgegahlt hatten. Schließlich wurden Bouchard die händigen Geldforderungen doch zu bunt und er zeigte die Sache bei der Polizei an, die Caroes wegen Betruges und Erpressung sofort verhaften ließ.

Telefonate aus dem Jenseits.

Natürlich fand man nirgends eine Spur von den Schätzen. Zur Fortsetzung der Nachforschungen verlangte der Geist immer neue Summen, einmal 25.000 Francs, dann 12.000 Francs usw. Obgleich Herrn Bouchard die Sache allmählich verdächtig wurde, zahlte er und ein anderes Mitglied des Klubs weiter, da sie durch geheimnisvolle aus dem Jenseits kommende Briefe und Telefonate zur Erfüllung ihrer Pflicht unter Androhung strenger Strafen ermahnt wurden. Im November vorigen Jahres wurde Bouchard sogar durch den Geist aufgefordert, einem Amerikaner namens Wall eine Schecksumme zum Ankauf seiner eigenen Fabrik auszugeben, wofür der Geist eine Kommission von 200 Francs verlangte. Herr Bouchard gehorchte, aber der Verkauf seiner Fabrik erfolgte natürlich nicht.

Die genarrten Spiritisten.

Die Geister, die Herr Bouchard rief, wird er nicht wieder los. — Chauffeur in guter Fahrt — „Ganereien“ eines Hingerichteten.

Die Schwägerin der schönen Rhonstadt Lyon schienen sich, ähnlich wie Dr. Faust der Magie, dem Spiritismus ergeben zu haben. Denn in kaum einer anderen modernen Großstadt dürfte der Spiritismus so viel Anhänger besitzen, wie in Lyon. Nicht wenige, als fünf eingetragene Spiritistenvereine haben dort ihren Sitz, daneben zahlreiche Privatvereine. Angehörig so befruchteter Spiritisterei ist es natürlich erklärlich, daß die Leute den Sinn für die Wirklichkeit allmählich verlieren und sich von griffligen Geistern nach allen Regeln der Geisterkunst ausbeuten lassen. Mit welcher Frechheit ein solcher Geister vorgegangen ist und welche Raubzüge die Opfer an den Tod geleistet haben, zeigt folgender Fall, der zur Zeit ganz Lyon in Aufregung hält.

Der Chauffeur im Astraklud.

Der Fabrikant Bouchard hatte im Krieg seinen einzigen Sohn verloren. Er richtete sich schließlich über den Verlust dadurch, daß er mit seiner Frau und einigen Freunden, darunter einem jungen Manne namens Seize, in oberirdischen Zusammenkünften Tischreden veranstaltete und dabei den Geist des Verstorbenen sprechen ließ. Eines Tages gründete die Familie mit ihren Freunden einen Klub, dem der pomposöse Name „Astraklud“ gegeben wurde. Bouchard besaß ein Auto; er hatte sogar einen Chauffeur. Dieser Chauffeur, ein junger Brezone namens José Caroes, sollte ihm zum Beförderung werden. Denn Caroes hatte schnell herausgefunden, daß sich mit der unglücklichen Spiritisterei seines Chefs ein glänzendes Geschäft machen ließ. Er beteiligte sich an den Geisterkünsten und erwarb sich dabei ein solches Vertrauen, daß die Familie Bouchard ihn bald wie ihren eigenen Sohn behandelte. Da Caroes große spiritistische Talente entwickelte, wurde sein Einfluß auf die Familie und der Freunde immer größer. Schließlich erwiderte er angeblich in dem jungen Seize ein glänzendes Medium und veranstaltete mit ihm Sitzungen, bei denen allmählich der Geist des im Kriege gefallenen jungen Bouchard in den Hintergrund gedrängt und durch Geister berühmter Personen ersetzt wurden. In diesen gehörte vor allem der Freiheitskämpfer Mandrin, der im Jahre 1785 auf dem Marktplatz von Valence öffentlich gehängt worden ist. Nachdem durch Vermittlung des Mediums anfangs eine Korrespondenz harmloser Art zwischen der Familie Bouchard und dem Geist Mandrins ausgetauscht worden war, wurde der Geist plötzlich anspruchsvoll und verlangte von Bouchard, er solle dem Chauffeur

Caroes oder dem jungen Seize bestimmte Geldsummen für ihn übergeben, die an geheimnisvollen Orten deponiert werden mußten.

Der Geist des Getöteten.

Bouchard zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, und was sogar erfreut, als ihm der Geist ob und zu durch Caroes aus Geld übermitteln ließ, das anderen Mitgliedern des Klubs abgetrennt worden war. Schließlich kündete der Geist Herrn Bouchard und seinen Freunden aus dem Jenseits die strenge Befehle seiner Befehle eine große Ueberraschung an: er wolle ihnen bei der Auffindung von Schätzen behilflich sein, die er selbst zu seinen Lebzeiten an verschiedenen Orten verstreut habe. Dazu müsse aber ein Laboratorium eingerichtet werden, wozu 45.000 Francs nötig seien. Es klingt kaum glaublich, aber es ist wahr: Bouchard zahlte die verlangten 45.000 Francs an Caroes aus, der darauf ein „Laboratorium für archaische und unsterbliche Forschungen“ gründete. Dieses Laboratorium sah sehr seltsam aus: es bestand aus einem fast leeren Zimmer, dessen Wände aber mit elektrischen Drähten, Anschlagrohren und Gasföhren besetzt waren. Dann ging man auf die Suche nach den angeblichen Schätzen, die in Lyon unter dem vor einigen Monaten durch die große Erdbebenkatastrophe bekannt gewordenen Hordierehügel, unter verschiedenen Schloßruinen in der Nähe von Lyon und sogar in einem Turm im Jura vergraben sein sollten.

Spuk im Schloß.

Das Lächeln leistete sich Caroes im Namen des Geistes anfangs dieses Jahres. Er ließ Bouchard folgende Botschaft übermitteln: „Siehe 3000 Francs in einem Umschlag und übergib ihn Caroes, der ihn im Keller meines Schlosses vergraben wird.“ Jetzt spielte sich eine Szene von höchster Komik ab. Da Bouchard zugegen sein wollte, während Caroes mit dem Geist verhandelte, fuhr der Geisterbeschwörer in einer dunklen Nacht mit Bouchard und dem Medium Seize nach den Ruinen des Schlosses Rochefort bei Lyon. Schlag Mitternacht stieg das Trio in den Keller des Schlosses hinab, wo Caroes sich Kergelicht den Umschlag unter einen Stein legt. Dann wurden alle Lichter gelöscht und die Anwesenden verharreten in tiefem Schweigen. Plötzlich erhob sich ein leichtes Geräusch. Als die Lichter wieder angezündet wurden, war der Umschlag mit dem Gelde verschwunden. „Der Geist Mandrins ist in den Besitz des Briefes getreten“, erklärte Caroes und Herr Bouchard gab sich damit zufrieden.

Frauenlauf.

Novelle von Ernst Ludwig Anger.

Theo Unruh ist todmüde, da er nach Hause kommt. Und am liebsten hätte er sich sofort auf sein Bett geworfen und geschlafen. Tief, lange, endlos geschlafen. Bis in alle Ewigkeit! Um nur ja nicht wieder aufzuwachen.

Er versucht es auch — wirklich, er versucht es. Aber er liegt kaum zehn Minuten, so mit geschlossenen Augen, dann springt er wieder auf. Er kann nicht schlafen, er kann ja nicht. Er läuft in seinem Zimmer auf und ab, auf und ab. Immerzu, ohne Unterbrechung. Wie ein Tier — wie die Eschbären im Zoologischen Garten. Na, wie irgendeine Bestie, wie ein Löwe in seinem Käfig. So läuft er herum. Unermüdet. Macht seinem Rämchen alle Ehre.

Das mit Hilde — ja, das kommt ihm nicht aus dem Sinn. Immer muß er an sie denken, an diese letzte Unterredung mit ihr, vor ein paar Stunden. Vor einer halben Ewigkeit.

Sie hat ihm einen Korb gegeben. Gut! Er liebt sie und sie sagt: Danke nein! Es ist schlimm, ist gewiß sehr schlimm. Aber dies und Ähnliches ist hundert Millionen anderen Männern auch passiert, vor ihm. Sie haben ein Mädchen geliebt und einen Korb bekommen. Ein harter Schlag, natürlich. Eine grausame Enttäuschung.

Aber sie haben es überstanden, alle. Von wenigen Ausnahmen abgesehen haben sie es überstanden. Die anderen, die Ausnahmen, endeten als Selbstmörder.

Sie haben diese Enttäuschung in sich hineingefressen wie eine bittere Medizin. Haben sich geschüttelt wie Hunde, die man unvermerkt ins kalte Wasser geworfen hat, und haben dann doch weiter gelebt. Vielleicht nicht mehr ganz so froh, so heiter, so unbeschwert wie bisher. Aber doch — gelebt.

Und wenn sie Glück hatten, wenn das Schicksal es gnädig mit ihnen meinte, haben sie nach zwei, drei Jahren eine andere kennen gelernt, haben gelernt. Und sind, was man so nennt,

glücklich geworden, haben die Erste vielleicht gar vergessen.

Aber dies — aber hier! Das ist doch etwas anderes. Etwas, das man nicht, nie vergißt.

Denn hat Hilde nicht, all die Monate hindurch verstanden, ihm den Glauben einzusößen, sie liebe ihn? Nicht weniger innig, nicht weniger heiß als er sie liebte? Hat er nicht zwei Dutzend Briefe aus ihrer Hand, die alle, vom ersten bis zum letzten, das sagten? Dieses eine und einzige.

Und nun, plötzlich, soll das alles nicht gewesen sein? Soll das alles nicht wahr sein?

Unruh kommt sich beschimpft, erniedrigt, gedemütigt vor. Durch die Liebe zu einem Mädchen beschwänzt, das ihn wegwirft wie ein ausgelebtes Spielzeug, in dem Augenblick, da der andere erscheint. Der Reiche, der Wohlhabende, der ihr ein Leben in Glanz und Wohlstand bieten kann. Der sie gekauft hat mit dem Recht des Goldes, das alles kauft. Auch Frauen! Auch Liebe! Sie hat gesagt, die Hilde, sie liebe den anderen. Sie habe sich getrennt und sie liebe nicht ihn, sondern den anderen. Er solle es ihr verzeihen, es ihr nicht nachtragen. Weil sie doch beide unglücklich werden würden, wenn er sie bei dem einstmals gegebenen Wort nähme.

Sie liebe ihn, den anderen. Gut, natürlich liebt sie ihn. Und ihn, Unruh, den armen, unberühmten Maler hat sie weggeworfen, wie eine leere, ausgepreßte Zitrone.

Aber sein Herz ist keine Zitrone, die man ausquetschen und wegwerfen kann. Er wird sich rächen — furchtbar wird er sich rächen.

So nahe wohnen Liebe und Haß beieinander? Die Frage quält den Mann. Wirklich so nahe?

Ja, wohl — so nahe! Immer nur trennt ein faden dünnes Wasserlein, eine hauchdünne Wand das Reich der Liebe von dem des Hasses. Ein einziges unerwartetes Ereignis, eine Bitterkeit, eine Enttäuschung — eine einzige Demütigung, und man ist drüber auf der anderen Seite.

„Ich könnte sie töten“ denkt Unruh. Wirklich, ich könnte sie töten. Ein schöner Gedanke. Ein rostreicher, wohlwunder Gedanke. Aber fünf Sekunden später weiß er schon, daß damit nichts gar nichts gewonnen wäre.

Das wäre keine hinreichende Sühne. Das entspräche nicht der Größe, der Blau seines Hasses. Eine kleine, eine erbärmliche Rache wäre das.

Wie er wohl aussehen mag, der andere? Der Stüchliche, der Rivale, der Bedrängte? Er hat seinen Haß gegen diesen Unbekannten — denn der hat ihm ja nichts getan, eigentlich. Ihn nicht belogen, und nicht betrogen. Und nicht gedemütigt!

Fast ruhig denkt er an ihn.

Wenn sie, wenn Hilde den anderen wirklich liebt — so denkt Unruh — dann, ja, dann muß er wohl in allen ungeschönten das Segenheil von ihm sein. Weil doch jede Spur einer Keckheit Hilde an ihm, an Theo erinnern würde. Und ihr Gewissen — wenn und sofern sie eines hat — dauernd noch gehalten würde. Dauernd beunruhigen müßte. Er wird also — grübelt: Unruh — groß sein, weil ich klein bin, dreifach, weil ich schmal und zierlich bin. Er wird brünett sein, denn ich bin blond. Und im Uebrigen hat sie mir früher einmal lachend gestanden, sie habe eine Schwäche für brünette Männer und es sei doch eigentlich komisch, daß man wirklich niemals seinen Typ heirate. Also braunhaarig oder gar schwarz wird er wohl sein und braune Augen haben, die meinen sind blau. Ein schmales Sportgesicht mit scharfem Blick und energischem, vorgehobenen Kinn. Weil meines rund ist mit weichen Zügen, und weil ich eine Brille tragen muß. Und sehr elegant, sehr gut gekleidet, wird er sein, nicht so wie ich, der auf solche Dinge nicht viel Wert legt.

Ganz genau hat er ihn vor Augen, den anderen. Von dem er glaubt, von dem er überzeugt ist, daß er ihm eigentlich gleichgültig sei. Dann denkt er wieder an das andere, an seine Rache.

„Ich darf sie nicht selbst töten“ denkt er. „Sie soll leben — das ist eine größere Qual. Ich will sie in dem treffen, was ihr das Liebste ist. In dem anderen — in meinem Nachfolger.“

„Ja — in dem will ich sie treffen. Nicht weil ich ihn hasse — ich hasse ihn ja gar nicht. Aber er muß wissen, was Hilde verstanden hat.“

Unruh framt in seinem Schreibtisch, greift wieder nach Hut und Mantel.

Jetzt ist es schon spät, schon nach neun Uhr. Aber er kennt die Stätten, die Hilde bevorzugt, an denen sie zuweilen ihre Abende zu verbringen pflegt. Vielleicht findet er sie.

Langs, ziemlich langs irrt Unruh umher. Endlich doch, kurz vor Mitternacht, erreicht er sein Ziel. Findet sie. In einem kleinen Weinstock, wo er selbst mit ihr manches Mal gefessen, getanzt, die rinnenden Stunden verplaudert hat.

Neben ihr sitzt ein junger Mann. Selbst jetzt, im Sitzen, sieht man, daß er groß, sehr groß sein muß. Groß ist er und dreifach und brünett. Mit dem scharfen, schmalen Gesicht des Sportmenschen, vorgehobenen Kinn, energischen Zügen. Sehr gut, sehr elegant angezogen.

Unruh weiß Bescheid — sofort weiß er Bescheid. Er bemerkt sich nicht lange, denn er furchtet, Mut und Kraft könnte versagen, wenn er noch lange überlegt. Er schießt, kaum daß Hilde mit einem fragenden, erschreckten Blick sein Hiersein zur Kenntnis genommen hat.

Der andere verzerrt sein Gesicht grauhaft. Ganz schief sieht es jetzt aus, das Gesicht. Und eine Sekunde später rollte der schwere Körper des Mannes vom Stuhl herab auf den Fußboden.

Hilde schreit — furchtbar schreit sie auf. Alle Menschen im Lokal schreien, brüllen, laufen zusammen. Zwei, drei stürzen sich auf Unruh, greifen nach seinen Armen, entwenden ihm die Waffe.

Er wehrt sich nicht, er sieht nicht auf den Liegenden. Auf Hilde blickt er.

Und da ist auch einer in Uniform. Und noch einer. Und ein Dritter. Der wendet sich an das Mädchen, deutet auf den Körper zu seinen Füßen.

„Kennen Sie den?“ fragt er.

Das Mädchen nickt — ihre Augen haben keine Tränen.

„Ja“, haucht sie. Zittert sie. „Es ist... es ist mein... Bruder.“

Unruh hört nichts mehr, sieht nichts mehr. Das Schicksal, das grausame Schicksal entwirrt. Um ihn ist Dunkelheit!...

